

RUANDA UND WIR:

RÜCKBLICK AUF EINE REISE NACH RUANDA DREISSIG JAHRE NACH DEM VÖLKERMORD

EINE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE AUSSTELLUNG

TAFEL 1

Ruanda, ein Land so groß wie die Bretagne oder Brandenburg, etwa zehn Flugstunden von Berlin oder Paris entfernt. Ruanda, ein Gebiet, das – nachdem es Ende des 19. Jahrhunderts europäische Kolonisten anzog – heute Touristen wegen seiner Landschaften anlockt. Ruanda, Schauplatz des letzten Völkermordes des 20. Jahrhunderts.

APRIL - JULI 1994: 100 TAGE, EINE MILLION TOTE, ZEHNTAUSEND OPFER PRO TAG

Der Abschuss des Flugzeugs des ruandischen Präsidenten am Abend des 6. April 1994 markiert den Beginn der ersten Massaker in der Hauptstadt Kigali, bevor sie sich in den folgenden Wochen auf das ganze Land ausweiten und zu einem Völkermord werden. Ausgelöst durch eine extremistische Übergangsregierung, verbreitet in den Provinzen durch den Staatsapparat und teilweise durch religiöse Autoritäten, wurden die Massaker von den Interahamwe – den paramilitärischen Milizen – durchgeführt und erhielten Unterstützung der Armee auf lokaler Ebene. Die Massaker erscheinen den extremistischen Hutu als Lösung für das „Tutsi Problem“: die angebliche Dominanz einer Minderheit der Bevölkerung über das „Mehrheitsvolk“, die seit der Kolonialzeit andauerte. Bis zum Sieg der Ruandischen Patriotischen Front (FPR) werden Tutsi sowie gemäßigte Hutu, die sich dem Völkermord widersetzen, systematisch hingerichtet: 12 % der sieben Millionen Einwohner – Männer, Frauen, Kinder und ältere Menschen – wurden ausgelöscht.

Alltagsgegenstände, die zu Waffen des Völkermords wurden, verdeutlichen das Ausmaß der Beteiligung des Volks an den Massakern: In den Stadtvierteln und innerhalb der Familien beginnen gewöhnliche Männer, ihre Nachbarn, Frauen und sogar ihre eigenen Tutsi-Kinder zu töten. In diesem Land, das seit der Invasion der FPR im Jahr 1990 im Bürgerkrieg steht, stellt die extremistische Ideologie „den Tutsi“ als inneren und äußeren Feind dar, der wie eine Kakerlake (Inyenzi) ausgerottet werden muss, um die Reinheit der ruandischen Nation wiederherzustellen. Diese Radikalität der Gewalt kam für die Opfer überraschend, die glaubten, wie bei den Pogromen der vorangegangenen Jahrzehnte, in Kirchen und Pfarrhäusern Zuflucht finden zu können. Doch im Jahr 1994 markiert der Völkermord eine Übertretung der Normen, indem er diese Heiligtümer in Fallen verwandelt und Vergewaltigung als Kriegswaffe einsetzt.

NACH DEM VÖLKERMORD UND FRAGEN NACH DER ÖFFENTLICHEN ERINNERUNG

Nach 100 Tagen der Gewalt übernimmt die FPR wieder die Kontrolle über das Land. Hutu und Tutsi müssen wieder lernen, miteinander zu leben. Dafür wurden verschiedene Wege beschritten. Auf nationaler Ebene haben die Bezirksgerichte und die Gacaca (Volksgerichte) 10 % der ruandischen Bevölkerung wegen Beteiligung am Völkermord verurteilt, als Planer, Mörder, Plünderer usw. Auf internationaler Ebene tagte der Internationale Strafgerichtshof für Ruanda von 1994 bis 2015.

In einer neu zu gründenden Nation spielt die Erinnerung eine grundlegende Rolle bei der Anerkennung des „gegen die Tutsi begangenen Völkermords“ („jenocide y’Abatutsi“) und der Opfer. Aber auch bei der Wiederherstellung eines nationalen Zusammenhalts, der nun jede ethnische Unterscheidung verbietet. „Die Erinnerung wird zum Ort der nationalen Einheit, aber auch zum Kampf gegen die Völkermordideologie“ (Rémi Korman). Die eigentliche Erinnerungspolitik begann nach der Wahl von Paul Kagame im Jahr 2000 zum Präsidenten und konzentriert sich auf die würdevolle Beisetzung der Opfer, die Eröffnung von Friedhöfen und Gedenkstätten sowie die Organisation nationaler Gedenkveranstaltungen. Im Jahr 2004 wurde das Kigali Memorial Center erbaut, gefolgt von der Schaffung nationaler Denkmäler, die sich durch ihre architektonische Uniformität, die Professionalisierung der Führer und nun das Verbot des Fotografierens in ihnen auszeichnen.

ERINNERUNG ALS POLITIK DER VERSÖHNUNG

Dreißig Jahre nach dem Völkermord bleibt die Frage einer gerechten Erinnerung, die „Politiken der Einheit, Vergebung und Versöhnung mit der Erinnerung an den Völkermord“ (R. Korman) vereint, eine Herausforderung für den ruandischen Staat. Diese Frage war auch von aktueller Bedeutung für die Teilnehmer der Studienreise „Auf den Spuren des Völkermordes an den Tutsi in Ruanda“. Begonnen in Kigali am 10. Juli, führte uns die Route zu den vier nationalen Gedenkstätten, die seit 2023 zum Weltkulturerbe der Unesco gehören: das Gisozi-Museum in Kigali, die Kirche von Nyamata, der Widerstandsort Bisesero und das Murambi-Denkmal. Bis zum 20. Juli pendelten wir zwischen dem Besuch von Gedenkstätten, Museen, den Archiven der Vereinigung Ibuka („Erinnere dich“), die auch ein Denkmal in Kigali ist, und einer Tour auf dem Kivu-See. Diese Erfahrung vor Ort hat unsere Überlegungen des Semesters verlängert, neue Fragen aufgeworfen und unsere von der Shoah dominierte Erinnerungskultur hinterfragt. Sie konfrontierte uns Europäer auch mit unserem kolonialen Erbe und den Verantwortlichkeiten Frankreichs, das in den Verlauf des Völkermordes durch die Operation Turquoise verwickelt war.

DER VÖLKERMORD AN DEN TUTSI IN RUANDA, 1994

- 6. April: Das Flugzeug des Präsidenten Juvénal Habyarimana, eines Hutu, wird abgeschossen.
- 7. April: Erste Tötungen von Tutsi in Kigali. Schnelle Ausweitung auf das ganze Land.
- 8. April: Die Ruandische Patriotische Front (RPF) beginnt die Offensive auf Kigali.
- 9. bis 16. April: Evakuierung der Westler.
- 21. April: Die Vereinten Nationen reduzieren ihre Blauhelme von 2.500 auf 270.
- 12. Mai: Ein UN- Verantwortlicher spricht von «Völkermord».
- Mitte Mai: Rund 80 % der Massaker bereits begangen.
- 23. Juni: Frankreich startet die Operation Turquoise unter UN-Mandat. Einrichtung einer sicheren humanitären Zone.
- 4. Juli: Die RPF erobert Kigali und Butare.
- 13. Juli: Exodus von zwei Millionen Hutu.
- 17. Juli: Die RPF erobert Ruhengeri und Gisenyi. Ende des Krieges.

RUANDA UND DER VÖLKERMORD AN DEN TUTSI IM JAHR 1994

TAFEL 2

18 Studierende der Europa-Universität Viadrina (Deutschland) und der Universität Paris 1 Panthéon Sorbonne (Frankreich), im Alter zwischen 20 und 60 Jahren, erlebten ein intensives Jahr, in dem sie den Holocaust und den Genozid an den Tutsi in Ruanda erforschten, zunächst in einem Seminar und dann vom 10. bis 20. Juli 2023 in Ruanda. Auf den Infotafeln können Sie unsere Reiseeindrücke lesen, die in Europa beginnen und in Kigali einem ständigen Paradoxon gegenüberstehen: Auf der einen Seite ein junges Land mit atemberaubenden Landschaften, auf der anderen Seite das Studium des Genozids an den Tutsi im Jahr 1994, das sich als echte kognitive und emotionale Herausforderung für uns Westeuropäer erwiesen hat.

VOM SEMINAR ZUR STUDIENREISE (OKTOBER 2022- JULI 2023)

Während zwei Semestern verglichen wir den Genozid an den Juden in Europa und den an den Tutsi in Ruanda. Dieser Ansatz, der angehende Historiker, Juristen und Politikwissenschaftler einbezog, warf entscheidende Fragen zur Organisation und Überwindung eines Genozids auf. Das deutsch-französische Treffen konfrontierte uns mit vielfältigen Lehransätzen, da die Gruppe aus Teilnehmern aus verschiedenen Ländern bestand. Das Unaussprechliche in Worte zu fassen, war auch eine sprachliche Herausforderung.

Diese Heterogenität hatte einen gemeinsamen Punkt: Die Unkenntnis des von den Hutu im Jahr 1994 verübten Genozids an den Tutsi. Unser gemeinsames Wissen über den Holocaust half uns, die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Genoziden zu erkennen und gleichzeitig die Besonderheiten des ruandischen Falles hervorzuheben. Fast ein halbes Jahrhundert trennt diese beiden Genozide, die auf zwei verschiedenen Kontinenten stattfanden. Dennoch scheinen sich Elemente zu wiederholen: Die Verantwortung fremder Mächte, die Raffinesse der genozidalen Praktiken usw. Nach einem Jahr des theoretischen Lernens war die Erfahrung vor Ort nun notwendig, um unser Verständnis eines Genozids zu vertiefen, der in den französischen und deutschen Programmen so wenig gelehrt wird. **Juliette Gesler**

SICH AUF DIE ENTDECKUNG DES GENOZIDS AN DEN TUTSI VORBEREITEN

Obwohl die Studierenden von Paris 1 nur per Videokonferenz am Seminar teilnehmen konnten, schien es mir durch die Originalität seiner Thematik etwas ganz Besonderes zu sein: Der Vergleich der beiden Genozide in all ihren Dimensionen wird noch selten gelehrt. Das Seminar wurde als ein Raum für gemeinsame Reflexionen über ein Thema der Woche konzipiert. Die Macht der Ideologie, die Dynamik der Verfolgung, der vielfältige Widerstand, die Rolle der Landschaften, die Prozesse gegen Kriminelle: So

viele Themen, die uns halfen, die Wurzeln und den Ablauf dieses Genozids klarer zu sehen. Gäste im Rahmen der „Rendez-Vous sur l’Oder“ – Historiker und Diplomaten – bereicherten unsere Diskussionen durch ihre Expertise. Dieser Unterricht für französische, deutsche und amerikanische Studierende hat mich durch die Anwesenheit interessierter und aufmerksamer junger Leute gleichsam selbst verjüngt, bevor die Reise im Juli es möglich machte, den Namen im Zoom-Meeting ein Gesicht zu geben. Unsere europäische Sichtweise auf den Holocaust und auf den Völkermord an den Tutsi gegenüberzustellen, führt zu dem Wunsch nach zukünftigen Austausch zwischen afrikanischen und europäischen Forschern. **Farid Hafs**

EINE STUDIENREISE ZUM VERGLEICH ZWEIER VÖLKERMORDE

Nach der Shoah dachte man, dass so etwas nie wieder passieren würde. Dennoch fand tatsächlich ein Völkermord statt, in Ruanda, nur ein halbes Jahrhundert später. Wie ist das möglich? Wie konnten sich derartige Akte der Grausamkeit wiederholen?

Die vergleichende Untersuchung beider Völkermorde war ein notwendiger Analyseansatz, um zu versuchen, die in solchem Maßstab begangenen Taten zu erklären. Der Ansatz ermöglicht es, zwei Völkermorde gegenüberzustellen, die zwar beide zur Kategorie der Verbrechen gegen die Menschlichkeit gehören, in ihrer Natur, ihren Ursachen und ihrem Verlauf jedoch zutiefst einzigartig sind. Dennoch haben ihre Studie und ihr Gedenken auch eine universelle Bedeutung, selbst wenn sie sich jeweils auf europäischer Ebene und auf lokaler Ebene in Ruanda ereignet haben. Diese Ereignisse zeigen, wie weit ein Individuum gehen kann, wenn es von Hass, Indoktrination oder Routine geblendet ist. Ein Mann, eine Frau, ein alter Mann, oder ein Kind werden auf eine unwürdige „minderwertige Art“ reduziert, die es nicht wert ist zu leben, wahrgenommen als Ratten oder Kakerlaken. Deshalb betreffen diese Massentötungen die gesamte Menschheit.

Dennoch bleibt der Völkermord an den Tutsi in Ruanda weitgehend unbekannt. Ihn mit der Shoah zu vergleichen, hilft, ihm seine Bedeutung und Schwere wiederzugeben. Ihn bekannt zu machen ist eine moralische Pflicht für die Überlebenden in Ruanda und für die aktuelle Regierung, die Besucher der Gedenkstätten auf ihrem Territorium mit offenen Armen empfängt. Dies ist auch eine Pflicht für uns, visuelle Zeugen der Beweise der begangenen Gräueltaten, die a posteriori gesammelt und in Verbindung mit dem lokalen Maßstab der Ereignisse präsentiert werden, auf eine Weise, die sich von der europäischen Museographie, wie wir sie kennen, deutlich unterscheidet. **Miriam Palai**

EIN DEUTSCH-FRANZÖSISCHES UNIVERSITÄTSTREFFEN IN KIGALI

TAFEL 3

Selbst und der Andere. Ein Thema – und eine Auseinandersetzung –, das während unseres Aufenthalts in Ruanda eine besondere Bedeutung hatte. Diese Erfahrung ermöglichte die Begegnung verschiedener Länder: Ruanda, Frankreich, Deutschland und Belgien. Besucher:innen aus der westlichen Kultur, die die genozidale Perspektive des Holocaust gewohnt sind, erlebten eine intensive Begegnung zwischen uns - den europäischen Studierenden - und den Ruandern, die wir kennenlernen durften

Die westlichen Länder stehen in Verbindung mit dem Völkermord an den Tutsi. Ursprünglich eine deutsche Kolonie, wurde Ruanda im Jahr 1920 unter belgische Herrschaft gestellt; die Unterschiede zwischen den Ethnien Tutsi und Hutu wurden vom Kolonialregime konstruiert. Die Dekolonisation im Jahr 1962 beendete diese Spannungen nicht, und in verschiedenen Zeiträumen eskalierten sie zu mehr oder weniger tödlichen Konflikten. Ab den frühen 1990er Jahren, mit der Invasion des Landes durch die Truppen der Ruandischen Patriotischen Front, intensivierten sich die Gewalttaten, was schließlich 1994 zum Beginn des Völkermords führte. Und was ist mit *uns*?

DAS HOCHSTAPLER-SYNDROM

Die Teilnahme an einem Seminar, das den Holocaust und den Völkermord an den Tutsi vergleicht, bedeutet nicht automatisch, die eigene Andersartigkeit zu erkennen. Dieses Phänomen der Andersartigkeit haben wir jedoch in Ruanda akzeptieren müssen. Wir kehren unaufhörlich zu unserer westlichen Kultur zurück. Es ist ein instinktiver Reflex, den Holocaust als den „schlimmsten“ Völkermord zu hierarchisieren. Der Völkermord an den Tutsi in Ruanda war uns vor Beginn des Seminars wenig oder sogar gänzlich unbekannt. Es erforderte eine intellektuelle Dekonstruktion, um das genozidale Denken auf einer anderen Ebene zu erfassen. Sich unter diesen Umständen kurz vor der Abreise ein wenig illegitim zu fühlen, war für einige von uns unvermeidlich. Die Frage lautete: Wer bin ich, um diese Geschichte zu erzählen, die ich erst seit einem Jahr begreife? Wie kann ich meine Grenzen akzeptieren, ohne meine Überlegungen abzuwerten? Ist meine westliche Herangehensweise zwangsläufig negativ?

Die Begegnung mit dem Anderen während dieser Reise erstreckte sich über Europa versus Ruanda hinaus. Wir mussten uns auch als Gruppe miteinander auseinandersetzen. Die Konfrontation unserer Standpunkte war für uns besonders interessant, insbesondere im Hinblick auf die verschiedenen historischen Lasten, die jeder von uns mit sich trägt. Die Art und Weise, wie Frankreich und Deutschland die Kolonisation und den Holocaust behandelt haben, unterscheidet sich erheblich, und

diese Unterschiede konnten sich in unseren Interpretationen oder in der Weise, wie wir die Reise erlebt haben, manifestieren.

DIE BEGEGNUNG MIT RUANDA

Die Begegnung mit Ruanda war ein Augenblick echter Überraschung oder sogar des Schocks. Die Art und Weise, wie die Erinnerungspolitik behandelt wird, unterscheidet sich grundlegend von dem, was wir gewohnt sind. Die Anblicke der Leichen, der Geruch, der beinahe normalisierte Zugang zu den Gebeinen, die geringe Distanz zwischen dem Besucher und dem Artefakt – all das rief in uns große Verwunderung, Unbehagen oder sogar Unwohlsein hervor. Zahlreiche Fragen entstanden aus diesen Beobachtungen: Warum werden die Leichen auf diese Weise behandelt? Befinden wir uns nicht im Bereich des Voyeurismus, wenn wir einen Blick in die Säрге werfen? Ist das moralisch vertretbar?

In Wirklichkeit wurde uns schnell klar, dass jenseits dieser Fragen instinktive Urteile getroffen wurden, die auf die Andersartigkeit dessen abzielten, mit dem wir nicht vertraut sind: das Grauen in seinem rohen Zustand, ohne jeglichen Schutz durch Vitrinen.

EINE ZU ÜBERDENKENDE ERINNERUNGSPOLITIK?

Die Unterschiede unserer westlichen Perspektive wurden nicht ausschließlich als negativ betrachtet. Jede Konfrontation birgt auch positive Aspekte. In welchem Maße kann die Erinnerungspolitik Ruandas zur Erinnerung des Holocaust beitragen und umgekehrt? Ein Beispiel hierfür ist die äußerst anschauliche Natur der ruandischen Erinnerung. Das Grauen ist dort direkt, unmittelbar, ohne Vitrine - ohne Filter -, und es ruft tatsächlich starke Emotionen hervor. Besonders zu Beginn ermöglicht dies, das genozidale Grauen in den Spuren auf den Körpern zu betrachten. Im Vergleich dazu zielt die Erinnerungspolitik des Holocaust darauf ab, zu überdauern: Behandlung der Kleidung der Opfer, Pflege der Orte des Massakers usw. Im Gegensatz dazu sind die Kleidungsstücke in Ruanda nur unzureichend geschützt, und die Konservierungsmethoden scheinen nicht von Dauer zu sein. Daher sollten wir, anstatt uns wegen unserer Unterschiede schuldig zu fühlen, uns mit jeder der Erinnerungskulturen auseinander zu setzen, um sie zu hinterfragen und gemeinsam das Ziel zu verfolgen - nie wieder! **Inès de Falco**

DIE ERINNERUNG IM ZUSAMMENTREFFEN, DIE BEGEGNUNG MIT DER ERINNERUNG

TAFEL 4

„Wie ist es möglich, dass Nachbarn, die Generationen lang in einem Dorf gelebt haben, eines Tages ihren besten Freund oder ihre Patin töten können? Wie kann ein Vater oder eine Mutter ihre eigenen Kinder töten, die halb Hutu und halb Tutsi sind?...“ fragt sich Zahra Kalaf, Studentin an der Viadrina, über die Beteiligung der Nachbarn an den Massakern.

DIE TUTSI, OPFER IHRER NACHBARN UND ANGEHÖRIGEN

Die lokalen Massaker entsprechen der Mobilisierung des ganzen Volkswissens, das im Dienst der Tötung von Angehörigen steht. Im Herzen der Hügel waren die Mörder darauf bedacht, jede Ähnlichkeit mit vertrauten Wesen zu beseitigen: Der Tutsi-Nachbar wird in einen Feind verwandelt und seine Nachkommen gnadenlos ausgelöscht. Diese Nähe, weit davon entfernt, Empathie zu wecken, führte für die Opfer zu zusätzlichem Leid, die Grausamkeit der Mörder trug gerade dazu bei, den feindlichen Körper zu schaffen. Zu dieser Ausgrenzung aus der vertrauten Welt gesellte sich die Effizienz der Tötungspraktiken. Die Tutsi wurden als „Kakerlaken“ (*Inyenzi*) betrachtet, die es zu beseitigen galt. Es ging darum, sie zu entmenschlichen, um sie besser auszurotten. Die erforderliche Einstimmigkeit bei der Durchführung der Massaker führte zur Rekrutierung von Männern, die bis dahin eine Form des Widerstandes geleistet hatten, und zwang sie, den ersten Schlag gegen ihre Schutzbefohlenen zu führen. Überlebende beschrieben in Prozessen nach dem Völkermord diese Umkehr der Nachbarschaft, von lokalen Verantwortlichen bis zu Jugendlichen. Durch ihre Zeugnisse wird die Bedeutung der Landschaft als Fluchtort, um dem Tod zu entkommen, deutlich: Hier die Hirsefelder, dort die Sümpfe oder die geschützten Nationalparks. Emotionen, die diese Überlebenden ergriffen, als sie den Mördern – diesen Verwandten, die zu Mördern wurden – begegneten, mit denen sie jahrelang in ihrer Heimat zusammengewohnt hatten. **Farid Hafs**

ALLGEGENWÄRTIGE VÖLKERMÖRDER

Im Gegensatz zum Holocaust, bei dem die Tötungen von spezialisierten Einheiten und dann an spezifischen Orten durchgeführt wurden, ist der Völkermord an den Tutsi in Ruanda ein „Völkermord der Nachbarn“. Etwa jeder vierte Hutu-Mann soll aktiv an den Tötungen beteiligt gewesen sein, das sind etwa 800.000 Menschen. Einige waren direkt an den Massakern beteiligt; andere haben geplündert, denunziert oder ihre Türen geschlossen, sogar den Mörderbanden geholfen.

Die jungen Völkermörder von 1994 sind heute zwischen 45 und 60 Jahre alt. Wahrscheinlich sind immer noch mehr als 100.000 im Land. Einige von ihnen wurden zu langen Gefängnisstrafen verurteilt, aber die meisten sind heute frei, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen gefällt. Auf den Straßen, in den Restaurants, am Straßenrand, in Momenten der Entspannung, in Hotels..., wie viele Völkermörder haben wir getroffen?

Wie viele haben wir begrüßt? Diese Perspektive hat mehr als einen Teilnehmer beunruhigt.

Einige Überlebende haben sich entschieden, ihr Leben in Ruanda wieder aufzubauen. Wie können sie es ertragen, den Blick ihrer ehemaligen Mörder zu kreuzen, wenn sie zur Arbeit oder auf den Markt gehen? Wie können sie die Wege gehen, auf denen sie so viele ihrer Angehörigen verloren haben? Hat sich der Blick der Völkermörder auf ihre ehemaligen Opfer wirklich verändert? So viele eindrückliche Fragen für uns Westler, die nie mit der massiven Präsenz solcher Mörder in ihrem Alltag konfrontiert waren.

Gauthier Lechapelain

DIE AKTUELLE ERINNERUNG AN DEN VÖLKERMORD UND DIE RUANDISCHE EINHEIT: EIN PROPAGANDAINSTRUMENT?

Die Einheit ist allgegenwärtig, ebenso wie das Porträt des Präsidenten, der uns in Museen und Restaurants beobachtet. Paul Kagame, seit 1994 an der Macht und seit 2000 Präsident Ruandas, wird als Inkarnation der nationalen Einheit zwischen ehemaligen Hutu und Tutsi seit dem Völkermord dargestellt.

Die Reden, die wir bei Besuchen in Museen und Gedenkstätten gehört haben, haben uns geprägt: Die Einheit eines Volkes nach einem solchen Völkermord schien unserer deutsch-französischen Gruppe noch weniger möglich als die deutsche Einheit, die weniger tiefgreifende Wunden überwinden musste und noch immer nicht perfekt erreicht ist. Glaubt man diesem Diskurs, hätten die Ruander jede klassistische oder ethnische Diskriminierung in der Verfassung wie in der Gesellschaft beseitigt, nur eine Generation nach dem Völkermord.

Je weiter die Reise fortschreitet, desto mehr hinterfragen wir diese nationale Einheit. Wenn die Einheit erreicht ist, warum stehen dann so viele bewaffnete Wachen vor jedem Denkmal? Warum sprechen die Guides nicht über Meinungsverschiedenheiten darüber, wie den Opfern gedacht werden soll? Der Schatten der Macht zeichnet sich hinter den Konzeptionen der Museen, Gedenkstätten und Guides ab. Die daraus resultierende Botschaft erscheint uns eher politisch als wissenschaftlich oder historisch.

Der ruandische Staat scheint sich dafür entschieden zu haben, eine vorgestellte Einheit hervorzuheben, um eine echte Einheit zu erreichen. Aber fördert diese Illusion die Einheit wirklich und nachhaltig? Könnte das Verbergen von Meinungsverschiedenheiten zugunsten einer idealisierten Einheit nicht die Verwirklichung einer authentischen Einheit verzögern? **Mathilde Gancel**

NACHBARN MIT EINER SCHMERZHAFTEN VERGANGENHEIT, RUANDER MIT EINER GEMEINSAMEN ZUKUNFT?

TAFEL 5

„Nyange, Ntarama, Murambi... Diese Orte des Leidens mit den wohlklingenden Namen in Kinyarwanda werde ich nicht vergessen. Vielleicht ihre Namen eines Tages, aber was ich dort gesehen und verstanden habe, sicherlich niemals. Diese Gedenkstätten hatten so viel zu lehren. Doch alle waren stumm. Nur die Stimmen unserer Guides ließen sie sprechen“ (Julie Sidrot, Teilnehmerin an der Reise).

EIN ALLGEGENWÄRTIGER VÖLKERMORD, WENIGE GEDENKSTÄTTEN

Hätte man, wie im Westen, versucht, jeden Tötungsort mit einer Stele zu markieren, wäre ganz Ruanda damit bedeckt. Im Gegensatz zum Holocaust, bei dem eine Grenze zwischen Lebensräumen und Hinrichtungsorten weitgehend erhalten blieb, besteht die Besonderheit des Völkermords an den Tutsi in seiner außergewöhnlichen Allgegenwart. Nur wenige Hügel, Kirchen, Straßen oder Felder waren nicht Schauplatz von Grausamkeiten. Angesichts der Unmöglichkeit, Ruanda in ein „Gedenkland“ zu verwandeln, wurde beschlossen, die Überreste in einem eigenen Denkmal für jede Gemeinde zusammenzufassen. Diese Denkmäler haben daher in Ruanda vergleichsweise einen anderen Stellenwert als den, den wir aus dem Westen kennen. Sie sind an einem von so vielen Todesorten errichtet und zeugen vor allem von der Institutionalisierung der Erinnerung. **Gauthier Lechapelain**

STUMME ORTE, WORTE DER GUIDES

An diesen stummen Orten, an denen der ausländische Besucher mit Spuren des Völkermords konfrontiert ist, ohne sie verstehen zu können, wird das Wort des Führers unerlässlich. Wie wäre es sonst möglich, in der Gedenkstätte von Murambi die Namen der Henker von denen der Opfer zu unterscheiden, die auf fast identischen und einander benachbarten Stelen geschrieben stehen? Wie könnte man in Bisesero erraten, dass der Weg, dem wir durch die Anlagen folgen, versucht, das beängstigende Gefühl des Überlebenskampfes und die Endlosigkeit des Völkermords nachzubilden?

In allen Gedenkstätten, die wir besucht haben, wurden wir von einem Guide in Empfang genommen. In der Regel erzählte er ruhig von den Grausamkeiten, die an diesem Ort verübt wurden. Manchmal wurden Henker und Opfer bei ihrem Vornamen genannt, was half, den zu Tode gekommenen und ihrer Geschichte etwas Menschlichkeit zurückzugeben. Allerdings haben uns einige Guides, die an das Grauen gewöhnt oder ausländisches Publikum nicht gewohnt waren, nicht ausreichend darauf vorbereitet, dem Entsetzen ins Auge zu sehen; einige von uns waren nachhaltig geschockt von den Spuren der Gewalt oder den unvermittelt ausgestellten Überresten der Ermordeten.

Mit fortschreitendem Besuch der Denkmäler ist uns die seltsame Einheitlichkeit dessen aufgefallen, was die Führer über die nationale Einheit zu sagen hatten. Ihren Worten nach hat Ruanda endgültig die Lehren aus dieser Tragödie gezogen und ist heute ein friedliches Land, das sich der Zukunft und der wirtschaftlichen Entwicklung zuwendet –

ein Ton, der auf den wenigen vorhandenen Erklärungstafeln immer wieder angestimmt wird. Die genormte Art dieser wiederholten Aussage wirft Fragen auf. Handelt es sich um eine performative Rede, die durch Worte versucht, Ruanda wirklich zu befrieden? Wird der Völkermord an den Tutsi von allen Ruandern wirklich als ein Drama angesehen, das sich nie wiederholen darf? Gibt es vielleicht auch eine Leugnung des Völkermordes im Land? Leider – ein weiterer gemeinsamer Punkt unserer Besuche – blieben diese Fragen oft unbeantwortet. Unsere Gesprächspartner taten so, als würden sie sie nicht verstehen, oder antworteten ausweichend, so dass wir ziemlich schnell aufhörten, sie zu stellen. **Gauthier Lechapelain**

DIE VORHERRSCHAFT DER KIRCHEN INNERHALB DER GEDENKSTÄTTEN

Die meisten von uns besuchten Orte waren Kirchen, die in Gedenkstätten umgewandelt wurden. Tatsächlich wurden viele Massaker in diesen Gotteshäusern verübt, in die sich die Tutsi in der Annahme geflüchtet hatten, wie in der Vergangenheit, dass die Henker sie nicht betreten würden. 1994 verhinderte der sakrale Charakter der Kirchen aber nicht, dass Tausende von Menschen, die dort in der Falle saßen, massakriert wurden. Wir entdeckten verschiedene Arten, wie diese Kirchengedenkstätten erhalten und hergerichtet wurden. Wir konnten die unversehrten Spuren der Gewalt sehen, Zeugen des Verlaufs der Massaker.

In der Kirche von Nyamata sind das Dach und die Wände von Granaten- und Kugellöchern durchsiebt, die den Einsatz von Schusswaffen und das Ausmaß des Angriffs erkennen lassen. Im Gegensatz dazu wurde das Innere verändert: Im Herzen des Kirchenschiffs befindet sich eine Krypta mit Wänden, die mit makellos weißen Fliesen verkleidet sind, was ihr eine medizinische Atmosphäre verleiht. Dort werden die Gebeine der Opfer ausgestellt, beleuchtet von weißem Licht. Dieser Raum, der sich von klassischen Kirchengebäuden unterscheidet, verdeutlicht den Übergang von seiner religiösen Bestimmung zu einem Ort des Gedenkens an den Völkermord.

An anderen Orten, wie dem Nyange Genocide Memorial, sind von der ursprünglichen Kirche nur noch Ruinen übrig. Am 16. April 1994 wurde das Gebäude, in dem 1.500 bis 2.000 Tutsi Zuflucht gesucht hatten, mit einem Bulldozer zerstört. Heute steht dort ein Denkmal, während die Reste der Kirche ganz am Rand des Innenhofs der Gedenkstätte unter einem Schuppendach liegen. Schließlich ist die Kirche von Nyarubuye im Jahr 2023 eine aktive Pfarrei; auf der anderen Seite des Zauns befindet sich ein Denkmal sowie ein Massengrab mit den Körpern von über 51.000 Opfern. **Julie Sidrot**

ORTE DER ERINNERUNG – ERINNERUNG AN ORTE

TAFEL 6

Für den europäischen Besucher, der mit Holocaust-Gedenkstätten vertraut ist, können die Gedenkstätten des Völkermordes an den Tutsi in Ruanda schockierend sein. Sie fördern eine Reflexion über unsere Erinnerungskultur.

DIE KÖRPER ALS ULTIMATIVER BEWEIS?

In der großen Mehrzahl der von uns besuchten Gedenkstätten wurden die Körper der Opfer ausgestellt, in aufgereihten Särgen, als sorgfältig hinter Vitrinen arrangierte Gebeine. In Murambi wurden sie vollständig zur Schau gestellt. Für einen Besucher, der den Berg von Haaren in Auschwitz-Birkenau als das Höchstmaß der Ausstellung von Körpern ansieht, ist eine solche Wahl erschütternd. Angesichts unserer Überraschung rechtfertigten die Guides ihre Entscheidung als greifbaren und unwiderlegbaren Beweis des Völkermordes gegenüber seinen Leugnern. Aber besuchen Leugner Gedenkstätten? Kann es einen ultimativen Beweis für Völkermord geben? Die Leugner des Völkermords werden immer einen Weg finden, die Echtheit des Beweises in Frage zu stellen.

Diese Art und Weise, die Körper auszustellen, wirft bei uns Westlern verschiedene Fragen auf. Zunächst bezüglich der Menge. Die Gebeine waren in fast allen Gedenkstätten, die wir besuchten, deutlich sichtbar vorhanden, was zu einer gewissen Desensibilisierung beitragen konnte – entgegen der ursprünglichen Absicht, einen Schock auszulösen. Die Anordnung der Knochen nach Typen in Vitrinen erinnert an die Ausstellung von Artefakten alter Völker im Pergamonmuseum in Berlin. Eine Vermischung, die uns fragen lässt: Ist hiermit nicht das Risiko einer Entmenschlichung verbunden, also genau das, was eigentlich den Völkermördern vorgeworfen wird?

Es stellt sich auch die Frage des Respekts vor den Opfern. Die Präsenz der Körper kann ein Mittel sein, um das Gedenken zu ermöglichen. In einigen Fällen wurden halb geöffnete Säрге im Untergeschoss ausgestellt, um den Ermordeten auf intimere Weise Ehre zu erweisen. Jedoch konnte die Neugier, in den Sarg zu schauen, manchmal den Eindruck erwecken, ein Voyeur zu sein.

Die Ausstellung von Kleidungsstücken kann ein interessantes Mittel sein, um Gewalt auf eine ungewöhnliche Weise darzustellen. Sie haben eine menschliche Form, geben Hinweise auf Geschlecht, Alter oder sozialen Hintergrund. Im Nyarubuye Genocide Memorial erzählte uns unser Führer von Tuniken, die traditionell von Lehrerinnen getragen wurden. Ohne den dazu gehörigen Körper vergegenwärtigen diese ausgestellten Kleidungsstücke diejenigen, die sie getragen haben und symbolisieren zugleich, dass sie es nicht mehr tun. **Mathilde Gancel**

DAS UNSAGBARE BERÜHREN: EINE UNMITTELBARE SENSORISCHE ERFAHRUNG DER ERINNERUNG

An einigen der besuchten Orte trennt uns keine Vitrine von den ausgestellten Objekten: Kleidung, die auf Bänken in Nyamata ausgestellt ist, Stöcke, die von den Mördern in Ntarama als Waffen benutzt wurden, oder menschliche Überreste in Murambi. Dient die Vitrine nur dem Schutz der Objekte? Oder auch dem der Besucher, indem sie sie eine Distanz zwischen ihnen und der Gewalt schafft, die diese Objekte bezeugen?

Wenn diese Vitruinenbarriere fällt, sind wir weniger geschützt: Dieser Stock, der zum Töten benutzt wurde, wird in unserer Realität viel präsenter. Unsere herkömmliche visuelle Aufteilung des Raums, der den Besuchern und den Artefakten gewidmet ist, wird in Frage gestellt zugunsten einer unbequemen Konfrontation mit den ausgestellten Objekten.

In einigen Fällen wird unsere traditionelle Barriere zu den Museumsartefakten noch ein wenig stärker überschritten. Im Nyarubuye Memorial berührt unsere Führerin Objekte und erzählt uns ihre Geschichten. Sie nimmt ein Kleidungsstück in die Hand, dann einen Stock, der zum Schlagen von Opfern verwendet wurde, aber auch den Schädel und den Oberschenkelknochen eines Kindes, das während des Völkermordes umgebracht wurde.

Diese Gesten verletzen unsere sakralisierende Auffassung von Museumsobjekten, von der verbotenen Vitrine. Dies lässt sich durch ein Bedürfnis nach Erhaltung erklären, aber auch durch einen bestimmten Status, der dem Objekt zugeschrieben wird: Die Tatsache, dass es nicht berührt werden kann, verleiht ihm den Wert eines unberührbaren Gegenstandes. „Man berührt nur mit den Augen!“ schärft man uns immer wieder ein; ein Alarm wird ausgelöst, wenn man sich ihm zu sehr nähert. Im Rahmen der Gedenkstätten erlangen diese Objekte fast den Status von Reliquien: als letzte Spuren der Opfer scheint ihre Berührung uns umso heiliger.

Das Fehlen einer Vitrine wirft auch die Frage nach dem Erhalt der Objekte auf: Werden sie der Zeit standhalten? Werden zukünftige Generationen ebenfalls Zugang zu ihnen haben? Wir wissen, dass die Depots vieler Museen von Objekten überquellen, die für die Öffentlichkeit unzugänglich sind: Dass ein Teil von ihnen von einer Führerin berührt und daher aus konservatorischer Sicht potentiell verändert wird, ist vielleicht nicht einfach nur ärgerlich. Denn wenn die Berührung eines Kleidungsstücks – etwa einer Strickjacke, wie sie oft von älteren Personen getragen wird – uns verstehen lässt, dass auch sie Opfer des Völkermordes waren, bekommt diese „Entsakralisierung“ des Objekts erst ihre volle Bedeutung. **Julie Sidrot**

DIE GESCHICHTE DES VÖLKERMORDES ZEIGEN UND SICHTBAR MACHEN: DIE ETHISCHEN UND ÄSTHETISCHEN HERAUSFORDERUNGEN DER GEDENKSTÄTTEN

TAFEL 7

Während der Kolonialzeit (1899-1962) war Ruanda dem Einfluss der deutschen und später der belgischen Kolonialmacht ausgesetzt. Diese Jahre hinterließen eine unauslöschliche Spur auf dem Weg des Landes. Inwiefern trugen sie dazu bei, die Voraussetzungen für den Völkermord von 1994 zu schaffen?

EUROPÄISCHE KOLONISATION UND IHR ERBE

Die belgische und deutsche Kolonisation in Ruanda ist in den kollektiven Erinnerungen Europas weitgehend abwesend. Während diese Kolonialmächte seit Ende des 19. Jahrhunderts eine Schlüsselrolle bei der Bildung der ethnischen Spannungen spielten, die zum Völkermord beitrugen, bleiben die meisten Europäer leider wenig über diese dunkle Periode der ruandischen und ihrer eigenen Geschichte informiert.

Die ethnischen Kategorien „Hutu“ und „Tutsi“ wurden in Ruanda gemäß einem sozialen und wirtschaftlichen Kontext zugewiesen: Wenn eine Familie mehr als zehn Kühe besaß, galt sie als Tutsi und wurde damit faktisch der Elite zugeordnet. Im Gegensatz dazu wurden Familien, die diesen Kriterien nicht entsprachen, als Hutu betrachtet. Diese Klassifizierung führte dazu, dass die Hutu eine klare Mehrheit der ruandischen Bevölkerung ausmachten (etwa 80 %). Im 20. Jahrhundert wurden diese Kategorien von den belgischen Kolonisten übernommen und instrumentalisiert, um ihre Macht leichter zu festigen. Eine solche Behandlung könnte bei einigen Hutu zunehmend radikalere, sogar extremistische Positionen gefördert haben. Die Gewalt gegen die Tutsi begann daher lange vor dem Völkermord, Ende der 50er Jahre. Die damalige Regierungspartei versuchte, diese Taten zu verschleiern, während die internationale Gemeinschaft allzu oft die Augen vor den begangenen Gräueltaten verschloss. Warum dieses Schweigen?

KONSENSGEDÄCHTNIS UND SCHWEIGEN DER GUIDES

Die Spuren der Verschleierung der kolonialen Geschichte in Ruanda sind bis heute sichtbar. Bei unserem Besuch des Museums des Königspalastes waren unsere Erwartungen hoch, mehr über die Kolonialzeit zu erfahren... vergebens. Das Thema wurde von unserem Guide nicht vertieft. Hätten wir nicht bereits in unserem Seminar viel über diese Zeit gelernt, hätten wir den Eindruck gehabt, die Kolonisation sei friedlich und konsensuell zum Wohle der Mehrheit verlaufen. Ebenso fehlte in den Gedenkstätten jegliche Erwähnung der Verantwortung Frankreichs für den Völkermord von 1994, die heute erwiesen ist, mit Ausnahme von Murambi und Gisozi in Kigali. Die Operation Turquoise, eine französische humanitäre Intervention mit dem Ziel, im Sommer 1994 „den Massakern ein Ende zu setzen“, begünstigte zunächst die Völkermordregierung und führte zu Übergriffen durch französische Armeeangehörige. Das Schweigen darüber in den Gedenkstätten ist erneut auffällig.

Unabhängig vom besuchten Museum oder der Gedenkstätte scheinen uns die präsentierten Erzählungen wenig kritisch in Bezug auf das heutige Ruanda: Es wird ein

geeintes Land dargestellt, in dem – weltweit einzigartig – jegliche Form von Diskriminierung – klassistisch oder ethnisch – nicht mehr existiert, wo die Unterschiede zwischen Hutu und Tutsi vollständig aus dem nationalen Gedächtnis verschwunden sind. Eine Sichtweise, die jedoch Fragen aufwirft und zum Nachdenken anregt. Die Einheitlichkeit der ruandischen Erinnerungspolitik ist weniger zu beurteilen als zu hinterfragen: Indem er ein gemeinsames und konsensuelles Gedächtnis schafft, versucht der ruandische Staat zweifellos, seine Gemeinschaft mit einer gemeinsamen Geschichte und damit mit einer gemeinsamen und friedlichen Zukunft zu vereinen.

EIN PROBLEMATISCHES DENKMAL: DIE BELGISCHEN BLAUHELME UND DAS GEDENKEN AN DAS LAGER VON KIGALI

Eine komplexe Geschichte führt oft zu mehrdeutigen Gedenkstätten. Das belgische koloniale Erbe wird manchmal in Gedenkstätten in Form der Rolle der belgischen Blauhelme dargestellt, die an Friedensmissionen in Ruanda teilgenommen haben. Können diese Gedenkstätten doch problematisch sein, indem sie die Rolle der Belgier bei der Friedensbemühung hervorheben? Minimieren sie damit möglicherweise die Hauptrolle Belgiens bei der Instrumentalisierung der ethnischen Spaltungen, die die Beziehungen zwischen Hutu und Tutsi im 20. Jahrhundert verschlechtert haben? Die Kontroversen über die Verantwortung Belgiens sind zahlreich, insbesondere im Zusammenhang mit dem problematischen Eingreifen der Unterstützungsmission der Vereinten Nationen für Ruanda (UNAMIR), an der das Land beteiligt war, bevor es im April 1994, mitten im Völkermord, seine Blauhelme nach dem Tod von zehn von ihnen zurückzog. Die Erinnerung an den Völkermord in Ruanda erscheint stark vom Staat kontrolliert; die vermittelte Botschaft dient einem Bestreben nach Beruhigung und Vereinigung des Landes. Tatsächlich ruft dies beim ausländischen Besucher Fragen hervor, von denen viele unbeantwortet bleiben. **Inès de Falco & Zahra Kalaf**

RUANDA VOR DEM VÖLKERMORD: DIE LAST DES KOLONIALEN ERBES?

TAFEL 8

„**Samstag**, der 15. Juli, war kein leichter Tag. Er begann mit dem Besuch eines Denkmals auf dem Gelände von Murambi, in welchem 50.000 Tutsi getötet wurden (...)“ (Tanguy Dansart, Teilnehmer der Reise).

Wir – Inès de Falco und Mathilde Gancel – haben beschlossen, den Beginn des Besuchs dieser Stätte gemeinsam zu erzählen, bevor sich unsere Berichte trennen.

Wir gehen an dem riesigen Loch vorbei, das gleichzeitig als Grabstätte dient. Aber wir können uns nicht vorstellen, was sich an diesem Tag, dem 16. April 1994, ereignet hat. Unser Mangel an Vorstellungskraft lässt uns glauben, dass wir die Körper sehen müssen, um das volle Ausmaß des Schreckens zu begreifen.

Als wir der Gruppe zu den Leichenhallen folgen, haben wir Schwierigkeiten, den Geruch von Kalk zu ertragen. Es ist das erste Mal, dass Geruch Teil unserer Erinnerungserfahrung wird und uns noch näher an den Schrecken des Todes heranzuführt. Die Herausforderung besteht darin, einen Weg zu finden, mit dem Geruch umzugehen und gleichzeitig die Opfer zu ehren, die in der Weise, wie sie getötet wurden, auf einem Holztisch nebeneinander positioniert wurden. Wir beobachteten ihren Erhaltungszustand und wundern uns, dass einige von ihnen noch eine Handvoll Haare haben. Angesichts dieser Gedanken überkommt uns Scham. Müssen wir um jeden Preis nach Beweisen suchen? Wie können wir diese entmenslichten Opfer würdigen?

Mathilde : Ich setze den Besuch fort, indem ich ein neues Gebäude betrete, dessen Tür nun eine Grenze zur Außenwelt markiert. Die Mumien sind in einer Art Glasröhren angeordnet. Ein Schild zeigt den Namen des Opfers an. Dieses Mal handelt es sich um eine Reihe von Zahlen und Buchstaben. Instinktiv denke ich an die auf die eintätowierten Nummern der Häftlinge von Auschwitz-Birkenau. Dazu kommen die Beschreibungen ihres Körpers und deren Todesursache. Der Guide erläutert, dass er uns die medizinische Analyse dieser Leichen präsentieren wollte, wodurch die Opfer ihre Menschlichkeit verlieren und zu Skeletten werden, wie sie in Naturkundemuseen ausgestellt sind. Diese Dehumanisierung der Opfer erschüttert mich.

Der Guide schlägt angesichts der emotionalen Herausforderung dieser Führung eine Schweigeminute vor. Die Erkenntnis des Kontrasts zwischen der friedlichen Umgebung und dem Aufruhr in meinem Inneren überrascht mich. Ich empfinde Bitterkeit, Abscheu und Empörung gegenüber meiner eigenen Person. Die Absicht, die Leichen der Opfer zu sehen, um den Völkermord zu begreifen, macht mich zu einem Mitwisser der Schande, die ich den Erschaffern dieses Memorials vorwerfe. Wie mehrere meiner Kameraden entscheide ich mich dafür, die Führung vorzeitig zu beenden.

Inès: Ähnlich wie Mathilde empfinde ich die Gedenkzeit als schmerzhaft. Trotz meines Unwohlseins entscheide ich mich dennoch, den Besuch fortzusetzen, hauptsächlich aus dem Wunsch, ihn bis zum Ende durchzustehen. In meinen Gedanken verloren,

realisiere ich nicht sofort, was ich vor Augen habe, als wir zum Lager der französischen Soldaten der *Operation Turquoise* kommen. Ich erinnere mich, dass wir zuerst die Baracken der Soldaten sahen, mit schriftlichen Zeugnissen von Tutsi-Frauen, die von Dutzenden Soldaten vergewaltigt wurden. In diesem Augenblick fühlte ich Erleichterung, die Tour vollständig absolviert zu haben. Endlich wurde den Opfern sexueller Gewalt eine Stimme verliehen, endlich wurde über die Rolle des französischen Militärs während des Völkermords gesprochen. Diese bedeutenden Themen waren zuvor in den Gedenkstätten in Ruanda verschwiegen worden.

Der abschließende Abschnitt der Tour hat mich besonders schockiert: die Enthüllung eines Volleyballfeldes für Soldaten, das an ein Massengrab grenzte. Diese Tatsache versetzt mich auch heute noch ins Schweigen. Zum Ende der Tour waren nur noch neun von 21 Teilnehmern übrig, was die Untragbarkeit des Besuchs verdeutlichte. Ich hatte selbst nicht bemerkt, dass wir am Ende so wenige waren. Überraschenderweise wurde uns die Idee eines Gruppenfotos auf der französischen Militärbasis vorgeschlagen, um den Moment festzuhalten. Wir fühlten uns jedoch äußerst unwohl und lehnten ab. Warum sollte uns nach einem so anstrengenden Besuch an einem so schrecklichen Ort ein solches Foto vorgeschlagen werden? Vielleicht schockiert mich diese Idee aufgrund meines westlichen Blickwinkels?

Mathilde : Ich erfahre bei der Rückkehr der neun, dass sie die Volleyballfelder gesehen haben, auf denen französische Soldaten nach dem Massaker spielten. Als Französin hätte ich gerne gesehen, was direkt die Verwicklung meines Landes in den Völkermord zeigte. Der Besuch dieser Orte war für mich der beste Weg, um mir bewusst zu machen, wie weit die Erinnerung an diesen Völkermord noch gehen muss.

Beim Verfassen dieser Ausstellungstafel wurde uns klar, dass das Erlebnis in Murambi eine besondere zeitliche Dimension hatte. Die Errichtung der besuchten Gedenkstätten betont, wie sehr das Erlebnis in Murambi eine einzigartige zeitliche Dimension aufwies. Durch die Zurschaustellung von Körpern werden in den Gedenkstätten die sensorischen und emotionalen Erinnerungen an den Völkermord bewahrt und eingefroren. **Inès de Falco & Mathilde Gancel**

DAS MURAMBI-DENKMAL UND DAS ICH IM ANGESICHT DES GRAUENS

TAFEL 9

Zeugnis: Substantiv, männlich.

Eine öffentliche Aussage, die darlegt, was man gesehen, gehört, empfunden, erlebt hat. Ihr Ziel ist es, die Wahrheit zu (re)etablieren und die Justiz zu erhellen.

DAS FOTOGRAFIEREN DES VÖLKERMORDS, DAS FOTOGRAFIEREN DER GEDENKSTÄTTEN

Bilder als Beweise des Völkermords

Von April bis Juli 1994 waren es mehr als Worte, es waren die Bilder, die von Zeugen der Tötungen aufgenommen wurden, die Aufmerksamkeit erregten und es ermöglichten, die internationale Gemeinschaft angesichts des Dramas, das sich damals in Ruanda abspielte, zu alarmieren.

Später waren es die Fotos von Journalisten vor Ort, die Massengräber, Leichen oder auch Kleiderhaufen zeigten, die der ganzen Welt das Grauen des Ereignisses vor Augen führten.

Die Bilder des Völkermords sind tatsächlich Beweise dafür. Indem sie seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, konfrontieren sie den Betrachter mit dem Tod und seinen Folgen und verhindern jede Verharmlosung oder Leugnung der genozidalen Gewalt.

Eine Erfahrung bezeugen

So wie einige 1994 vom Völkermord Zeugnis ablegen wollten, haben auch einige von uns ihre Kamera mitgenommen, um auf ihre Weise von ihrer Erfahrung in Ruanda, fast dreißig Jahre nach dem Ereignis, zu berichten. Ich habe meine alte analoge Kamera mitgenommen, eine Canon aus den 1970er Jahren.

Die Idee war zweifach: die besuchten Orte zu dokumentieren und gleichzeitig durch das Bild die empfundenen Emotionen zu kommunizieren; uns dann selbst zu fotografieren, uns westliche Studenten, auf dieser ungewöhnlichen Studienreise, auf unserem Weg durch diese Gedenkstätten. Einmal vor Ort, schien es mir auch wichtig zu zeigen, dass Ruanda nicht nur auf die Erinnerung an den Völkermord reduziert wird. Einige Fotos der Straßen von Kigali, des ländlichen Lebens, von Kindern, die uns beobachteten, zeugen auf ihre Weise davon, dass dieses Land auch voller Leben ist.

Die Tiefenschärfe des Analogfilms

Die Verwendung von Analogfilm ermöglicht es mir, mich in die doppelte Fokussierung der Reise einzubringen, ein Ansatz, der Reflexion und Besinnung verbindet. So auch der Schwarz-Weiß-Film der Fotos und ihr körniges Aussehen, das die Emotionen, die ich – wir? – vor Ort in den Gedenkstätten empfunden habe, verkörpert. Ebenso die 72

mitgebrachten Aufnahmen. Nur 72 Fotos, um die bedeutendsten Momente unserer Reise festzuhalten. Im digitalen Zeitalter ist das sehr wenig. Jedes Auslösen musste wohlüberlegt sein. Das Motiv musste nicht nur relevant und die Komposition effektiv sein, sondern das Bild musste auch sprechen können, um die vor Ort empfundenen Emotionen zu bezeugen.

Die Suche nach einem Bild, das als Resonanzboden dienen könnte, war mühsam. Bin ich legitimiert, diese Szene festzuhalten? Wie weit kann ich gehen, um etwas zu bezeugen? Ist es respektvoll gegenüber den Opfern? Den Besuchern? Wie kann ich das, was ich empfinde, wiedergeben, ohne das zu zeigen, was ich nicht zeigen kann und will? Ich musste mich in wenigen Sekunden entscheiden, um bestimmte Aufnahmen nicht zu verpassen.

Ich konnte dies erst im Nachhinein erkennen, als ich die Abzüge in der Hand hielt. Diese Unmöglichkeit, „nachzubessern“, führt einen Zufallsfaktor ein: genau wie bei den Reportern von 1994 wird der Moment erfasst, ohne Garantie.

Ein Verbot, das Fragen aufwirft

In einer von Bildern dominierten Zivilisation scheint das Fotografieren dessen, was man besucht, selbstverständlich zu sein. Doch vor Ort weckte meine alte Kamera wenig Vertrauen. Und das aus gutem Grund: Fotografieren war in den Gedenkstätten – wie in einigen Gedenkstätten in Europa – in der Regel verboten. Laut unseren Guides war das so, um die Würde der Toten zu bewahren. Dieses Verbot hat uns Fragen gestellt, zumal viele Fotos von Gedenkstätten und Toten online existieren und einige Führer uns nicht davon abhielten, uns während unserer Besuche zu fotografieren. Wie ist das Verbot, selbst nur bestimmte symbolträchtige Orte dieser Erinnerungsstätten zu fotografieren, zu verstehen, während sie uns aufforderten, zu Vermittlern der Erinnerung zu werden? Auch nur bestimmte symbolträchtige Orte dieser Erinnerungsstätten zu fotografieren?

Gauthier Lechapelain

WIR, ZEUGEN EINER NOCH GEGENWÄRTIGEN VERGANGENHEIT

TAFEL 10

Nach der Rückkehr vom Völkermord berichten

Nach dem unmittelbaren Erleben der Erfahrung in Ruanda kam das unmittelbare Danach. Was tut man, nachdem man zehn Tage lang in die Geschichte dieses Landes, insbesondere in die des Völkermordes an den Tutsi im Jahr 1994, eingetaucht war? Die erlebte Zeit war intensiv, aber auch extrem rhythmisch, eine Besichtigung nach der anderen, ein Austausch nach dem anderen, immer etwas zu tun und Menschen, die das gleiche Erlebnis haben, mit denen man sprechen kann. Was passiert, wenn man nach Hause zurückkehrt, mit dieser Erfahrung und diesen Erinnerungen? Teilt man sein Zeugnis? Mit wem?

Anfangs war die Zeugenschaft für einige nicht unbedingt natürlich. Mathilde Gancel zum Beispiel empfand nicht sofort das Bedürfnis, darüber zu sprechen, als sie zurückkam: „Zuerst reichen die Worte nicht aus, man hat zu viele verschiedene Dinge erlebt, instinktiv spricht man über die Landschaften, das Land, aber nicht über den Völkermord“. „Zeugnis abzulegen war extrem wichtig, aber nur wenige wollten die Details der Reise wissen“, sagt Juliette Gesler über die Reaktionen ihres Umfelds nach ihrer Rückkehr. Yasmine Benaïssa fügt hinzu, dass ihre Angehörigen nicht immer „anfragend“ bezüglich der Geschichte des Völkermordes in Ruanda waren.

Die Reden nach der Reise wurden anders wahrgenommen als während des Aufenthalts. Das Debriefing zum Abschluss jedes Tages ermöglichte es jedem, seine Emotionen, sein Unverständnis oder seine Meinung zu äußern. Die Gruppe selbst war eine reiche Quelle für den Austausch, ohne das Bedürfnis, von Außenstehenden verstanden oder gehört zu werden. Doch bei unserer Rückkehr reagierten diese anders. „Ich denke, sie alle wussten von etwas Schrecklichem in Ruanda, manchmal sprachen sie von Krieg, von Barbarei und gelegentlich von Völkermord“, aber einige „wussten wirklich nichts darüber“, berichtet Juliette, die präzisiert: „Mich für diese Erinnerung verantwortlich fühlen? Nicht sofort. Aber das wurde ausgelöst, als ich sah, dass meine Gesprächspartner:innen wirklich nichts darüber wussten“. Inès de Falco erzählt: „Ich habe oft gehört: ‘Der Völkermord an den Tutsi in Ruanda? Davon habe ich gehört, ohne mehr Details’, so weit schien das Ereignis für weit entfernt und losgelöst zu sein. Und sie betont die Notwendigkeit, „das Grauen, das sich in Ruanda ereignet hat, zu erzählen, den Menschen zu ermöglichen zu realisieren, wie wir es realisiert haben, dass es nicht nur die Geschichte Ruandas ist, sondern die für diese Erinnerung der Menschheit; je mehr Gespräche stattfanden, desto unverzichtbarer wurde es in meinen Augen, ein – winziger – Vermittler dieser Geschichte zu sein“.

Schließlich ist das Zeugnis nicht selbstverständlich und einige Teilnehmer haben sich bewusst dagegen entschieden, bei ihrer Rückkehr Zeugnis abzulegen. Aus Scheu oder aus einem Gefühl der Illegitimität? Diese Weigerung zu bezeugen, ist eine ebenso legitime Entscheidung wie das Sprechen. **Inès de Falco**

Über das Zeugnis des Genozids im Laufe der Zeit

Nach dem Soziologen Maurice Halbwachs brauchen wir Andere, um uns zu erinnern. Mit anderen Worten, eine Reihe von sozialen Rahmenbedingungen trägt zur Pflege unseres individuellen Gedächtnisses bei. Während eines Seminars über den Genozid von Srebrenica wurde ich drei Monate nach meiner Rückkehr aus Ruanda wieder zum Gedenkort Murambi gebracht. Ich habe Worte für das gefunden, was ich auf dieser Studienreise gesehen und gefühlt hatte; dennoch war ein Teil von mir immer noch dort. Ich glaube, dass man das Sehen des Genozids durch seine Spuren nie vergisst, zumal in Ruanda die Konfrontation mit den Körpern unvermeidlich war. Die Bilder, die wir alle noch im Kopf haben, bleiben und machen die westliche Gleichgültigkeit umso unhörbarer: Wenn man einmal etwas weiß, will man, dass auch die anderen es wissen!

Es hat sich eine Art Verschiebung vollzogen, und wir sind bei unseren Angehörigen zu Sprechern geworden. Ich habe das Gefühl, dass dieser Prozess erst nach einer gewissen Zeit stattfinden kann. Bei meiner Rückkehr waren meine Freunde und meine Familie sehr neugierig auf diese Reise ans andere Ende der Welt. Ich bemerkte jedoch schnell, dass sie nicht so sehr an dem Genozid interessiert waren, sondern eher an der ruandischen Kultur, den Landschaften und dem lokalen Essen. Niemand wollte, mitten in den Schulferien, von der Verantwortung Frankreichs für das Massaker an fast einer Million Tutsi in etwa 100 Tagen hören. Ehrlich gesagt glaube ich, dass ich auch nicht wirklich darüber sprechen wollte.

Drei Monate später beobachte ich eine echte Wende. Ich empöre mich über die Unkenntnis dieses Genozids an den Tutsi; also erzähle ich, was ich gesehen habe, und versuche, mich darüber zu informieren, was in Ruanda passiert ist. Zeugnis abzulegen, bedeutet nicht nur zu erzählen, sondern sich auch zu informieren und weiterzugeben. Ich weiß nicht, wie sich dieses Bedürfnis zu bezeugen im Laufe der Zeit entwickeln wird. Ich habe das Gefühl, dass es kein linearer Prozess ist. Es gibt ganze Tage, an denen ich nicht an das denke, was ich in Ruanda gesehen habe. Wenn mich jedoch eine Proustsche Madeleine wieder nach Murambi bringt, muss ich mit meinen Angehörigen darüber sprechen. Ich möchte mich selbst nicht vergessen, und ich möchte, dass andere – zumindest mein Umfeld – wissen, was 1994 in Ruanda passiert ist. „Zeugnis abzulegen“ ist vor allem eine persönliche Erfahrung. Es gibt keine richtige oder falsche Art, es zu tun. Wichtig ist, sich zu erinnern, damit sich das Geschehene nie wiederholt. Aber haben wir überhaupt die Macht, das Schlimmste zu verhindern? **Juliette Gesler**

WIR, ZEUGEN EINER NOCH GEGENWÄRTIGEN VERGANGENHEIT